

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Trojanow, Ilija

Macht und Widerstand

Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1999 erzählt

Ging früher einer fremd, galt er als sittlich verkommen. Böser Mann, böser kleiner Mann. War's einer aus der Partei, so hieß es, er habe einen Fehler begangen. Unbedacht, kann ja mal passieren. Verführte ein Bonze die Tochter eines Arbeiters, klopfen ihm die Genossen auf die Schulter. *Du Schlingel du*. Und sammelte einer der Oberen Liebschaften wie Orden, wurden seine Verführungskünste bewundert. Das war früher. Heute ist die Moral an den Dollar gekoppelt.

Ein grandioses Zeitalter läuft aus in vollen Touren, und die Wassermelonen, aufgeschnitten am Straßenrand, glänzen wonnevoll. Dem Einfallsreichtum der Verkäufer höchstes Lob: zwei Tropfen Urin in die Melone gespritzt und schon reift sie prall rot, diese Traummelone. Was für eine elegante Lösung, zeitgemäß effizient statt der umständlichen und langwierigen Pfropferei von einst. Mühsam mussten die Altvorderen Schweine mit Tausendfüßlern kreuzen, zur Ankurbelung der Schweinshaxenproduktion. Mitschurin, du Held jeder Tafelrunde, wie ist dir bloß ein rostresistenter Traktor gelungen? Simpel, aber raffiniert, mit der Kartoffel gekreuzt ...

Posaunen und Fanfaren sind passé, Hupe und gestreckter Mittelfinger en vogue, die Reifen zu beiden Seiten des Mittelstreifens, im Rückspiegel Überflüssiges, im Straßengraben ein ölverschmiertes Kopftuch, Brocken selbstgebackenen Brots, eine faulige Zwetschge

und ein Passat, Baujahr 1977, erworben im Industriegebiet einer westdeutschen Kleinstadt von einem Studenten der Nationalökonomie, der sich im Ausland von mitgeführten Konserven ernährte, ein grüner Variant, der bis vor einer Stunde gute Dienste geleistet hat, ein Relikt aus Mangelzeiten, die Taschen stehen neben dem geöffneten Kofferraum, im Warten geht es weiter. Schade wirklich, dass dieses Jahrhundert sich dem Ende zuneigt. Bleibt denn noch Zeit für eine Reprise, für eine letzte Gelegenheit, den Rotz aus der Nase zu blasen?

Keine Wehmut bitte, die Voraussagen fürs nächste Säkulum sind blendend, es gibt keinen Grund, den Kopf hängen zu lassen, alle Batterien und Akkus sind vollgeladen. Im Kreis Sewliowo schleicht eine alte Frau mit einem Kassettenrekorder aus dem Haus. Wie jede Nacht seit zehn Jahren. Zitternd hält sie das Gerät vor die Brust, sie drückt auf die Aufnahmetaste, sie achtet darauf, keinen Laut von sich zu geben, keinen Seufzer, kein Stöhnen, um die Stimmen nicht zu stören. Ihr Bruder wurde abgeholt, in den grauen Morgenstunden, er ist nicht zurückgekehrt. Er spricht zu ihr, dessen ist sich die Frau sicher. Er war gesellig, ihr verschwundener älterer Bruder, er hat Gefährten um sich geschart, die ebenfalls ungehört blieben, würde seine Schwester nicht jede Nacht mit dem Kassettenrekorder in der Hand im Hof stehen, so reglos es ihr nur möglich ist, um die Stimmen nicht zu verschrecken, die so lange stumm geblieben sind. Einmal im Monat hält ihr Sohn vor dem knarzenden Haus, steigt die Stufen hinauf, in der Linken eine Plastiktüte voller Leerkassetten. Er bleibt nicht lange, er hat keine Zeit, von dem Strudel zu kosten, den sie für ihn gebacken hat. Sie wickelt ein großes Stück in ein Küchentuch ein, für die Heimfahrt, er schlingt es hinunter beim Tankstopp. Wenn die Frau tagsüber die nächtlichen Aufnahmen abspielt, in der Küche, dem einzig beheizten Raum im Winter, die Füße in dicken selbstgestrickten Socken, hört sie keine Stimmen. Früher bewahrte sie die Kassetten in einem Schrank auf, der sich absperren

lässt. Der Schrank ist längst voll. Sie schließt die müden Augen und wartet auf die nächste Nacht.

Manche der Flitzenden verkrampfen hinter dem Lenkrad, andere steuern ihr Gefährt mit Daumen und Raucherhusten. Nur wer durch getönte Fensterscheiben auf Hindernisse blickt, wird diese aus dem Weg räumen. Es gibt eingefrorene Gesichter, es gibt Gesichter, die wirken wie zu heiß gewaschen, das Gesicht des Gefängnisdirektors etwa, der sich dienstbeflissen der Aufgabe widmet, Journalisten zu empfangen. Unter dem rechten Auge ein Bluterguss, das linke Auge zuckt. Einer der Journalisten fragt:

»Sie haben schon in der alten Zeit hier gedient?«

»Nein.«

»Seit wann arbeiten Sie hier?«

»Erst seit 1980.«

»Das war doch die alte Zeit?«

»Nein, die war davor.«

»Davor?«

»Ja, in den 50ern.«

Sind sie nicht entzückend, diese Menschentiere? Jedem von ihnen einen Schnaps, großzügig eingießen und gut die Karten mischen, gezinkt wird früh genug.

»Nun mal ehrlich, unter uns, was habt ihr mit den Leichen ... damals?«

»Wurden irgendwo verscharrt, nicht auf unserem Gelände, wo denkt ihr hin, hinter dem Gefängnis irgendwo, gibt keine Unterlagen bei uns, ich war ja noch nicht da, mehr wissen wir auch nicht, irgendwann werden beim Umgraben Schädel auftauchen.«

Die Journalisten fahren weiter, nach Prawez, zu einer internationalen Konferenz über Humor und Herrschaft, kostensparend, zwei Hasen mit einem Schuss erlegen. Sie sind ausgelassen, der matschige Winter ist vergangen, sie haben noch eine gute Portion Leben vor sich, die Sanduhr oben und unten gleichermaßen voll. Weil sie frü-

her nicht auffällig geworden sind, können sie heute mitmischen, vorsichtig versteht sich, weiterhin auf leisen Sohlen. Da kommt die spritzige Erinnerung an die Eröffnung des Halbleiterwerks gerade recht, just in jenem Dorf namens Prawez, das sie alle zu einem Städtchen aufphrasiert haben, zu Beginn ihrer schlampig formulierten Karriere. Generalsekretär Žiwkow – letzthin staatsmännisch zu Grabe getragen, die Journalisten waren anwesend, sie haben ein ausgewogenes Resümee gezogen – gab seinem Heimatdorf die Ehre:

»Es ist mir eine außerordentliche Freude, dieses wichtige, dieses äußerst wichtige Werk am heutigen Tag an diesem Ort zu eröffnen. Und ich verspreche euch, Genossinnen und Genossen, heute sind's nur Halbleiter, doch morgen schon werden wir ganze Leiter produzieren.«

Die Journalisten lachen über die Erinnerung an einen wagemutigen Scherz, das Fenster offen, wer sie überholt, ohne mitzulachen, der kennt den Witz zur Genüge oder hat ihn nicht verstanden.

»Nein, nein. Der geht besser. Žiwkow hält eine Jubiläumsrede: ›Heute ist ein Fünftel der Welt sozialistisch, doch ich schwöre euch, bei Marx, Engels und Khan Krum, bald wird's ein Zehntel der Welt sein.«

Der Lastwagen vor ihnen keucht.

»Ausgleich, mein Lieber. Gerechtes Unentschieden. Da fällt einem die Wahl richtig schwer.«

Qual der Qual.

In einer Wohnung im vierzehnten Stock in einer Trabantenstadt in einem Satellitenstaat. Der Preis: früher zehn Jahre Wartezeit, heute zehntausend Dollar. Ausblick auf unzählige Plattenbauten. Nach Norden hin die Ausläufer des Plana Gebirges, im Süden der kapitale Berg, an seinen Hängen eine Villa, digital befestigt, Sicherheit am Bau. Hier werden die Chrysanthemen mit Bauernschläue bewässert. Eine enge Wohnung, eine geräumige Villa. Zwei alte Männer, die alle Quittungen des Lebens aufbewahrt haben. Im Kopf

abgespeichert, abgelegt in den Akten. Die Sterne am Himmel ein Zerrbild, im Spiegel ein entglittenes Gesicht.

Das Jahrhundert schmilzt dahin, unter der Zunge klebt ein Streifen bitteren Bonbons, lieb Vaterland, eine Leiter ohne Sprossen, du Paradies auf Erden, unter Bockshornklee harren Leichen der Lüftung, deine Pracht kennt keine Grenzen, ein Haufen mit Urin aufgespritzter Melonen und am Wegrand Menschen im Schweiß ihrer Verzweiflung. Wir aber flitzen weiter. Ja nicht anhalten.

KONSTANTIN

Verrat, wie lautet dein Name? Deine Adresse, deine Kragenweite? Beziehst du Rente? Wirst du dich jemals zur Ruhe setzen? Schreibst du an deinen Memoiren? Wie viele Kielkröpfe hast du in die Welt geworfen? Hast du ihnen beigebracht, alles und jeden zu verraten?

Es gibt Tage, an denen reicht der Wasserdruck nicht bis in den vierzehnten Stock hinauf. Es tröpfelt aus dem Hahn. Die Plastikeimer sind vorsorglich gefüllt, der Kühlschrank ist voller Wasserflaschen. Aufs Duschen kann ich vorübergehend verzichten. Die Verhältnisse haben selten meiner Verfassung entsprochen. Vom Küchenfenster aus sehe ich den Zeitungskiosk, daneben die Bushaltestelle, gegenüber die kleine Brücke über den Kanal zum Markt. Sobald morgens das Gitter des Kiosks hochgeht, ziehe ich Hose, Jacke über den Pyjama, hinunter, hinaus, wähle meine Lektüre, jeden Morgen leicht variiert. Zwei Zeitungen pro Tag kann ich mir leisten. Beim Kauf einer dritten muss ich mich beim Abendessen einschränken. Das fällt mir nicht schwer, Entbehrung ist eine Frage der Übung. Eine Schale Joghurt, eine Scheibe Brot, das genügt mir. Meist wähle ich 24 STUNDEN + STANDARD, gelegentlich ARBEIT + POLITIK, seltener WORT + DEMOKRATIE. Oder KAPITAL. An Auswahl kein Mangel, mehr Zeitungen als Informationen.

»Sie brauchen die Zeitung nicht wegen eines einzigen Artikels zu kaufen, Bai Konstantin, das ist doch Verschwendung.«

Der Kioskbesitzer blickt auf die aufgeschlagene Zeitung in meinen Händen, deutet auf die Sitzbank der Bushaltestelle. Seine Einladung ist eine kleine Geste des Großmuts, sie berührt mich unangenehm. Von früh bis spät hockt er in seinem wohlgeordneten Kiosk, dicht von Nachrichten umgeben, die ihm nichts bedeuten außer als Überlebensmittel. Die Ränder unter seinen Augen haben sich in letzter Zeit eingedunkelt. Ich lehne dankend ab. Das käme mir wie Ausnutzung vor, auch er muss jeden Lew umdrehen.

Bei einer Tasse Kräutertee, sieben Minuten gezogen (das letzte Geschenk meines Bruders war ein Küchenwecker), blättere ich die Zeitungen durch, jeden Morgen mit Widerwillen. Politik hat mich von jeher angewidert. Auch wenn ich mich ein Leben lang damit beschäftigen musste. Wer in einer Zelle *Das Kapital* sieben Mal durchgearbeitet hat, mit klecksendem Kugelschreiber, träumt von Zeiten, in denen es solcher Werke nicht mehr bedarf. Als Häftling hatte ich keine andere Wahl, als die »Klassiker« zu studieren, so wie der Teufel das Evangelium. Das Dämonische daran? Die Demaskierung ihrer Heiligen!

Die Zeitungslektüre dauert nicht lange. Ich weiß, wonach ich suche; alles andere blende ich aus. Zwischen den Zeilen lesen wird dies gemeinhin genannt, von jenen, die zwischen den Zeilen schreiben. Die Messung des Schattens, den Polemik und Propaganda werfen, ermöglicht Rückschlüsse auf den Stand der Sonne. Wer dieses Verfahren beherrscht, kann sich als Häftling präziser informieren als die Freien, denen die Schlagzeilen zugefächelt werden, ein angenehmes Lüftchen. Zum Frühstück (ein Stück Schafskäse, einige dicke Scheiben Weißbrot, im Sommer etwas Wassermelone, einige Zwetschgen oder Aprikosen, sonntags ein gekochtes Ei) höre ich im Radio die Acht-Uhr-Nachrichten, danach die Presseschau, gefolgt vom Tagesthema. Bei bedeutenderen Parlamentsdebatten schalte ich den Fernseher an. Eigentlich ist nichts in diesem Land von Bedeutung, außer man glaubt (so wie ich, aus Gewohnheit, aus Stur-

heit), dass sich in jedem Ausschnitt, mag er noch so nebensächlich sein, etwas Wesentliches spiegelt.

Derart geordnet vergeht die Zeit. Ich weiß nicht, womit die anderen ihre Tage ausfüllen. Wenn wir zusammenkommen, einmal die Woche, Mittwochvormittag, fällt es mir zu, die jüngsten Entwicklungen zu analysieren. Nicht jeder findet sich im Spiegelkabinett des Politischen zurecht. Die anderen streiten meist aus Unkenntnis, widersprechen mir mit unbedachten Argumenten. Sie wollen beweisen, dass sie einen eigenen Kopf haben, ohne ihn zu benutzen. Eine weit verbreitete Malaise. Wir teilen uns eine mitgebrachte Flasche selbstgebrannten Rakija. Einige von uns (nicht viele) bestellen beim Wirt einen kleinen Kaffee. Er serviert ihn mit zwei in dünnem Papier eingewickelten Zuckerwürfeln. Früher stand ein Zuckerstreuer auf dem Tisch. Am Ende unserer wortreichen Vormittage war der Zuckerstreuer leer. Der Wirt würde uns nicht dulden, hätten wir nicht einst seinen Vater warmgerieben, mit vereinten Kräften, auf einem lecken Boot mitten im eisigen Wasser. Jene, die zu viel Zucker in ihren Kaffee rührten, haben das Leben seines Vaters in wärmenden Händen gehalten, haben verhindert, dass er Erfrierungen erlitt (einem anderen wurden beide Beine amputiert). In der Erinnerung der Verwandten waren wir alle, die wir allwöchentlich an diesem schmucklosen Tisch Leitungswasser trinken, einen kleinen Selbstgebrannten, einen Kaffee, die wir unsere Jugend im Gefängnis, im Lager verlebt haben, jahrzehntelang ein Schamfleck. Sooft das Tisch Tuch der Familiengeschichte zur Reinigung gebracht wurde, so ein Makel ließ sich nicht entfernen. Wenn das dem Wirt nicht Grund genug war, den Vater zu verfluchen, diesen verdammten Querschädel, der ihm ein bequemeres, erfolgreicheres Leben verbaut hat. Wenn man wollte, dass die Nächsten stolz auf einen waren, musste man sich um Unauffälligkeit bemühen.

Egal, wie sehr wir ausschweifen, wir kehren stets zurück zu dem Thema, das uns zusammenbringt, einmal die Woche, wir reden uns

in Rage, laut, lauter, bis der Wirt uns um Mäßigung bittet, Gäste von den Nachbartischen hätten sich beschwert.

»Wegen der Lautstärke oder wegen des Inhalts?«, frage ich.

»Ihr müsst die krumme Welt nicht in meiner Kneipe geradebiegen!«

Er klingt eher flehentlich als streitsüchtig.

Ich betrachte die Stiefellecker an den anderen Tischen, die ihre Blicke schnell abwenden. Leicht zu erahnen, was sie über uns denken ... Lasst das Vergangene doch mal gut sein (ergo: findet euch mit der Niederlage ab), es ist so viel Gras über die Sache gewachsen (will meinen über die Gräber), was stochert ihr in alten Wunden herum (anstatt euch um neue Wunden zu kümmern). Sogar an unserem Tisch, an dem grob geschätzt zwei Jahrhunderte Kerker beengten Platz gefunden haben, wird unsere Vergangenheit gelegentlich kleingeredet.

»Wir hatten Pech«, klagt einer, »unsere Generation, was für ein grausames Pech. Wir wurden in schlimme Zeiten hineingeboren, wir hatten keine Chance.«

»Was war denn so schlimm an unserer Epoche«, fahre ich dazwischen, »wir haben für etwas gekämpft, an das wir geglaubt haben. Wir waren bereit, uns zu opfern, für etwas von höherem Wert als unser eigenes Leben. Das war ein Geschenk des Schicksals. Ich möchte zu keiner anderen Zeit gelebt haben.«

»Bist du dir da völlig sicher?«, fragt Toma, einer von wenigen, die ich zu meinen Freunden zählen würde.

»Noch lieber wäre mir ein Leben in ferner Zukunft.«

»Wenn ...?«, setzt Toma nach, als hätten wir den Wortwechsel einstudiert.

»Wenn es keine Polizei, keine Gefängnisse, keine Ministerien, keinen schlechten Rakija mehr gibt!«

»Ach, Kosjo, du wirst dich niemals ändern.«

»Willst du mir schmeicheln?«

Die anderen schütteln augenfällig den Kopf, typisch Konstantin, immer konträr, aus Prinzip, zum Possen. Muss alles immer in Frage stellen. Ich weiß, ich bin anstrengend. Ich lasse die anderen reden, ich halte meinen Mund. Wenn die ersten Mittagsgäste eintrudeln, werden wir hinauskomplimentiert. Draußen vor der Tür stehen wir herum, es dauert, bis wir uns zerstreuen. Ein Quacksalber, der kaum ein Jahr im Lager verbracht hat, will mir zum Abschied Sedativa andrehen.

»Lass es etwas ruhiger angehen, mein Lieber.«

Er klopft mir auf die Brust.

»Du hast dich genug geopfert, du hast mehr getan als jeder andere.«

»Wie recht du hast«, antworte ich ihm. »All jene, die größere Opfer erbracht haben, liegen im Grab.«

Der Fahrstuhl fällt häufig aus. Das Gebäude verfügt zwar über einen zweiten, aber in dem brennt das Deckenlicht nicht, seit geraumer Zeit. Die Nachbarskinder haben Angst vor der Enge, der Dunkelheit. Seitdem sie wissen, dass ich in einem Raum, nicht größer als dieser Fahrstuhl, Tage, Wochen, Monate verbracht habe

(Wie lang warst eingelocht, Onkel?

Wie alt bist du?

Fünf.

So lange wie du gelebt hast, wenn du doppelt so alt sein wirst wie jetzt.

Versteh ich nicht!),

klingeln sie bei mir: »Onkel, bringst du uns nach unten?« Sie finden Gefallen an meinem verzierten Gehstock, an meinem weißen Bart. Draußen spielen sie inmitten von Unkraut, Bauschutt, bis sie meine vertraute Gestalt erblicken, vom Einkauf zurück, von einem anstrengenden Spaziergang, zu dem ich mich jedes Mal überwinden muss. Mit dem spitzem Ende des Gehstocks drücke ich auf den

Knopf zwischen den beiden Fahrstühlen. Einst leuchtete er rot auf. Ich sehe nach der Post, der Schlüssel klemmt, der Kasten ist leer.

So vergeht die Zeit. In aufgenötigter Wachsamkeit. Nächtens starre ich auf die Silhouette des Witoscha. Schlage weitere Nägel ein für längst aufgehängte Erinnerungen, steige sehnsüchtig in das Taxi eines Rauchers, meine Sucht nach vielen Jahren der Enthaltbarkeit wie eine weggeworfene Kippe. Kippe um Kippe aufsammeln, die Tabakreste auf die Handfläche bröseln, in die längste der aufgeklaubten Kippen stopfen, sie anzünden, aussteigen, den nie beleuchteten Gipfel der Schlaflosigkeit erklimmen. Witoscha, für Alpinisten zu leicht, für Gehstockträumer zu mühsam.

Die Nachbarin am Ende des Korridors, eine Krankenschwester in jenem Alter, in dem selbst dezenter Lippenstift zu dick aufträgt, sorgt sich um mich wegen meines solitären Lebens. Wenn ich sie frage, wozu ich eine Gefährtin brauchte, betet Dora eine Liste von Konventionen herunter, die mit der Maxime schließt, der Mensch sollte sein Essen mit einem Nächsten teilen. Ich erwidere, dass ich mein Essen mit dem streunenden Hund teilte, der sich vierzehn Stockwerke hinaufplagen muss, weil die meisten Hausbewohner ihn aus dem Fahrstuhl treten. Er hält sich am Leben trotz eines verkrüppelten Vorderfußes, er schläft vor der Haustür der Krankenschwester, gefüttert wird er vor meiner Tür, das verbindet uns drei. Gelegentlich beobachte ich ihn durch das Guckloch, ein zähes Tier.

Du musst verstehen, flüsterten die Mitläufer früher auf mich ein, wir sind nicht so stark wie du. Es klang wie ein Vorwurf, als wäre Haltung ein Makel, als wäre ich im Unrecht, weil ich keine Kompromisse eingehen, weil ich nicht nachgeben könne. Wenn wir in Streit gerieten, selten genug, denn selbst Streit mit mir konnte Verdacht erregen, warfen sie mir einen Mangel an Nachsicht vor.

Alleinsein ist die Chance, einen interessanten Menschen kennenzulernen. Diesen Satz, leichtfertig dahingesagt, hatte ich Montaigne zugeschrieben. Dora korrigierte mich einige Tage später. *Es ist leich-*

ter, immer allein zu sein, als nie allein zu sein. Das stamme von Michel de Montaigne. Vielleicht gefalle mir eher La Bruyères Ausspruch: *Dies große Unglück, nicht allein sein zu können*. Auf meinen Widerspruch hin entgegnet sie, gewiss wünsche ich mir Umgang mit Menschen, allerdings nur mit solchen, die nicht existierten. Meine Sentenz sei hingegen niemandem außer mir geläufig, daher könne ich sie getrost als meine eigene Weisheit ausgeben.

Dora ist der Schlaf vergangen, wie auch mir, sie flaniert nächstens durchs Internet, richtet sich zwischen zwei Bridgepartien (*Hospital Bridge*, eine beliebte Webseite, vor allem bei jenen, die Nachtschicht schieben müssen) das ideale Krankenhaus ein, ein vorbildliches, eines, das den Namen Städtisches Krankenhaus verdient. Sie informiert sich umfassend, bevor sie die Infusionsständer ordert, die ihr im Alltag fehlen, neue Bettgitterführungen, Schlafkissen, Rückenstützen, Bewegungsschienen, sie wählt alles bis ins letzte Detail aus für das »Spital der gesunden Absichten«, wie sie es benannt hat, mit etwas Schützenhilfe ihres Nachbars am anderen Ende des Korridors. Stundenlang verwaltet sie Warenkörbe, ohne je eine Bestellung abzuschicken. Es sei zum Haareraufen, alles derart leicht verfügbar, erklärt sie mir während einer unserer gemeinsamen Besorgungen, uns beiden Pflichttermin, seitdem sie in meiner Jutetasche einige angefaulte Tomaten erspäht hat. Sie misstraut den Marktverkäufern, hält wenig von meinen Fähigkeiten, mich nicht übers Ohr hauen zu lassen.

»Beim Wesentlichen hat mich noch nie einer hinters Licht geführt.«

Sie lächelt über mich wie über einen Knirps, der sich beim Protzen überhebt.

»Ja, ja, Herr Scheitanow, große Sprüche, faule Tomaten.«

Sie besitzt das Talent der trefflichen Lakonie.

»Dreimal klicken«, berichtet sie mit prüfendem Blick auf das Gemüse, »drei läppische Klicks, damit wär's getan, dann hätten wir

einen Dialysestuhl, elektrisch verstellbar, mobil und stabil, für gerade einmal tausend Dollar, das ist doch ein Klacks. Sie sollten sich schämen, solche Tomaten anzubieten.«

»Haben nicht alle so vornehme Ansprüche wie Sie, werte Frau.«

»Ja«, antworte ich ihr, »es ist ein Klacks. Ein unerreichbarer Klacks.«

Wir könnten uns im Korridor verabschieden; wie soll ich aber einem traurigen Menschen den Rücken zudrehen? Seitdem ich weiß, welche Kekse sie bevorzugt, halte ich im Wandschrank stets einige Packungen vorrätig, neben einer seit Jahren unangetasteten Whiskeyflasche, dem Mitbringsel eines Emigranten, der auf Besuch heimgekehrt war.

Noch bin ich halbwegs bei Kräften, trotz aller Gebrechen. Alter ist ein Feind, unerbittlich wie die Staatssicherheit. Seit Jahren kämpfe ich an zwei Fronten. Der Internist staunt über mein gestundetes Ableben. Ich sei der leibhaftige Beweis, verkündet er mit dem Stolz eines Häretikers, dass der Geist stärker sei als die Materie. Er solle die Latte nicht so hoch hängen, widerspreche ich, die Erklärung sei profaner, ich hätte noch eine Rechnung offen mit dem Verrat. Solange die nicht beglichen ist, werde ich pünktlich das Dutzend Pillen einnehmen, das mich am Leben erhält, während ich auf eine weitere Gelegenheit warte.

Als alter Mann stehe ich früh am Morgen aufrecht vor der schweren Tür.